

C 6646 E  
August  
8/88

# SPORTS

INTERNATIONAL

DM 7,50  
SFR 7,50  
US 60,-  
BFR 188,-  
HFL 10,-  
LFR 187,-  
L 7800,-  
ESC 700,-  
PIAS 700,-

**Wer  
bleibt  
länger  
oben?**

Niemand  
sorgt sich um  
Stefanie Graf.  
Aber was  
wird aus Boris  
Becker?

**MOTORSPORT** Männerträume auf dem Ring **FALLSCHIRM** Glück am Himmel  
**SCHWIMMEN** In Köln wird Gold geplant **REISE** Spaniens feinste Golfadresse  
**LEICHTATHLETIK** Besuch bei DDR-Olympioniken **SEGELN** So werden Sie Skipper





Ratschlag: „Denk' daran, der Pokal ist nur geliehen.“ Nach der Finalniederlage in Wimbledon gegen Stefan



Edberg bat Becker, den Kelch noch einmal berühren zu dürfen

# Der aufhaltsame Aufstieg des Boris Becker

Nach einer verkorksten Saison 1987 ist Deutschlands bester Tennisprofi jetzt, so scheint's, wieder auf dem Weg zur Spitze. SPORTS hat ihn in Leimen und Monte Carlo besucht

VON UTA GRÜNBERGER

Ab Autobahnkreuz Heidelberg genügt die Frage: „Wo wohnt denn der Boris?“ Die Lokalisierung der Beckerschen Geburtsstätte gehört hier zum Allgemeinwissen, jeder Uneingeweihte wird diskret und ohne schiefes Lächeln informiert.

Wer dann in dem Leimener Mehrfamilienhaus die Showrooms eines Erfolgsarchitekten mit Tennisstar zum Sohn erwartet, wird sich wundern, denn die Nußlocherstraße 51 enthält keine Millionärsresidenz, sondern schlicht bürgerliche Wohnkultur. Das Becker-Heim, in dem Vater Karl-Heinz seine Bauprojekte entwirft und als „Internationale Ausrüstungszentrale“ für seinen Sprößling agiert, und in dem Mutter Elvira seit jeher das Regiment im zweiten Stock führt, ist allerdings ein Zuhause, in dem sich auch der Gast sofort



wohl fühlt, weil es ans eigene Daheim erinnert: Tapetenmuster, Wohnzimmercouch, Küchenmöbel – alles ist so geblieben wie früher. Und auch heute noch sorgt Mutter Becker dafür, daß „de Boris“ nicht ewig am Frühstückstisch trödelt. Ordnung muß schließlich sein, es ist 9 Uhr 30, und gleich kommt Trainer Bob, um sich seinen Jungprofi „for some exercises“ abzuholen.

„Was willst eigentlich über mich noch schreiben?“ fragt der Tennisstar und stopft sich ein

Marmeladenbrötchen in den Mund. „Boris Becker, 20, exklusiv im Morgenrock...?“

Die Frage ist berechtigt. Denn seit der Teenager 1985 aus dem Nichts kam und in Wimbledon siegte, ist Deutschlands Presse intensiv mit ihm beschäftigt. Geliebt und verteuelt, schwimmt das badische Wunderkind beständig im Wechselbad der nationalen Gefühle. Boris Becker, das ist jedermanns Flirt mit dem Sieg. Das ist der deutsche Tennistraum, auf den man als Fernsportler ein An-

recht hat. Deshalb hat der millionenschwere Bube aus gutbürgerlichem Mittelstand die Fans auch stets ebenso schnell am Hals wie die Kritiker und Neider. Aber trotz einer Unmenge von täglich neuen Schlagzeilen bleibt die Frage: Wer ist dieser Bursche eigentlich?

Ein Tennisspieler, der schon mal fast ganz oben war, dann ein Stück die Weltrangliste hinunterrutschte und nun, von Verletzungen genesen und als „Versager“ geläutert, wieder in die Spitze aufsteigen will? „Des kannst' mir glauben“, sagt er, „daß 1987 für mich nicht grad lustig war. Aber das Jahr allein wäre ein Grund, die Nummer eins zu werden.“ Begonnen hatte es mit Beckers ominös-skanalöser Trennung von Trainer Günther Bosch, die Sache mit Günzi, die ganz offensichtlich eine schmerzliche Privatangelegenheit war, zu der Boris „absolut nichts mehr zu sagen“ hat. Heute grüßt er seinen Ex-Coach und sagt vielleicht noch „wie geht's?“, aber im übrigen hat er „die Person abgehakt“.

Dem Ende des erfolgreichen Duos folgten zwar Turniersiege von Indian Wells, Mailand und Queens, aber ebenso viele Niederlagen und eine Zeit der harten Attacken: „Das war neu für mich.“ Beckers Motto lautete damals: „Ich schaff's allein!“ Verwöhnt vom Erfolg, stand er nun aber jäh vor den ersten großen Mißerfolgen – und sein Selbstvertrauen begann zu bröckeln, und zwar: „Nicht nur auf dem Tennisplatz, generell war ich nicht mehr, wie ich bin. Ich wußte nicht mehr, wie ich bin. Ich hab' zu viele Leute nach ihrer Meinung gefragt. Hab' rumprobiert und trainiert und nur fürs Tennis gelebt und war unglücklich.“

Dann kam Wimbledon 1987, und der junge Mann ging auf den Platz, „um mit Doohan ein bisschen Tennis zu spielen“, und dann war das Match vorüber und der junge Mann schlich zurück in sein Hotel und lag eine Stunde auf dem Bett, weil: „Ich wußt' net, was los war. War wie ein Traum. Hab' mich schon auf die dritte Runde eingestellt, und dann wurde mir erst klar: Hey du! Hallo! Es ist vorbei!“

Was folgte, war, sagt er, eine „Zeit der Entschuldigungen: Ich konnt' net verstehen, wieso ich so oft und in der Art und Weise verliere. Hab' nach den Grün-

den gesucht, aber halt sowas wie: zu spät ins Bett, oder: schlecht trainiert – nie in der Tiefe, im Herzen und im Kopf.“ Es war auch eine Zeit regelrechter Depressionen, verursacht durch den Druck, dem „Superlativ-Image“ gerecht werden zu müssen: „Alle dachten, der Becker läßt sich eh nix sagen. Aber genau das Gegenteil war es: Da waren zu viele Stimmen!“

Und dann im September verlor er in Flushing Meadow gegen Gilbert, und da war dann „absolute Sendepause!“ Da ist bei Becker der Groschen gefallen: „Aber wie! Des war schlimm. Auch für Ion. Wir zogen ja an einem Strang; wollten zusammen gewinnen. Und er hat immer probiert, mir zu helfen. Und mit mir geredet über Gott und die Welt.“ Aber genau das, meint Boris, war vielleicht verkehrt: „Ich hab's selber finden müssen. Weil, ich steh' ja auch allein auf dem Platz.“

Und dann, am nächsten Morgen, „des weiß ich noch, da lagen wir uns in den Armen und haben gesagt: Du, jetzt geht's los! Das neue Leben geht los! Als wär'n wir grad' aus dem Gefängnis entlassen.“

Boris setzte sich nach Hause ab, nach Leimen, wo er alles tat, „was mir Spaß macht. Hab' alte Tenniskumpels zum Ratschen getroffen. Und so ganz normale Dinge halt.“ Während die Leimener Luft und Mamas Hausmannskost ihre Wirkung taten, unterzog sich Boris einem mentalen Großputz, indem „ich mir überlegt habe, was ich eigentlich will – Tennis hab' ich zu dem Zeitpunkt nämlich gehaßt –, wie's weitergehen soll und welchen Trainer ich möcht'. Denn Ion hat nicht 24 Stunden am Tag Zeit für mein Tennis, und ich brauch' das aber...“

Ergebnis dieser Klausur war ein Becker, der, behauptet er, „heute glücklicher“ ist, als er es je war, der seinen „alten Optimismus“ wiedergefunden hat und daran „arbeitet“, öfter sein „wahres Ich“ zu zeigen. Seine Trainerwahl: „Bob Brett! Wen sonst?“ Zu schaffen machten ihm allerdings seine Verletzungen an Knie und Oberschenkel, die noch einige schlechte Turnierergebnisse folgen ließen. Das neue Selbstbewußtsein war körperlich noch nicht umsetzbar. „Aber glaubst', als ich beim Masters verlor, war ich im Kopf schon beinahe wieder der alte.“

Dr. Hans-Wilhelm Müller-Wohlfahrt nahm ihn medizinisch unter seine Fittiche. Boris wurde noch einmal zum Pausieren verurteilt, und anschließend, quasi als Einstand, spielte er zweimal gegen Lendl und gewann zweimal, und: „Das war das i-Tüpfelchen. Da hab' ich gewußt, jetzt ist es nurmehr eine Frage der Zeit – und der Geduld. Ich muß lernen, mir was aufzubauen. Nicht zack, zack alles auf einmal.“

Der „neue“ Boris gewann '88 Indian Wells und scheiterte zwei Tage später beim ersten Spiel in Orlando. Wurde anschließend Weltmeister in Dallas und flog dafür wiederum in Monte Carlo in der ersten Runde hinaus. Verließ Hamburg nach einem spektakulären Halbfinale gegen Leconte, verlor in Rom gleich zu Beginn, unterlag Leconte erneut im Achtelfinale in Paris, verlor in Wimbledon erst im Finale gegen Stefan Edberg. Aber selbst wenn Boris als Verlierer den Centre Court verläßt – ihn hauen solche „Blamagen“ nicht mehr um, denn: „Ich kenn' mich jetzt gut und bin ehrlich genug, um hinterher genau sagen zu können, warum es nicht funktioniert hat.“

Der Grund ist weniger Fehlerhaftigkeit der Aufschläge und Volleys, der Rückhand und des Returns, sondern der Kopf, der in der Regel über Sieg und Niederlage entscheidet. Fachleute halten 70 bis 80 Prozent eines Matches für mentale Nervensache. Das weiß auch Becker: Nur der Wille, der „Biß“ hat eine Chance, den „spirit“ in die richtige Richtung zu steuern, damit der den tausendmal geübten und „todsicher“ beherrschten Aufschlag auch tatsächlich „kommen“ läßt, und der wiederum, als „Vater der Grundschnägel“, das nötige Selbstbewußtsein für das restliche „Repertoire“ gibt, das wiederum den Kopf motiviert – usw.

Wenn Becker sagt, daß er seine „Basis“ gefunden hat und „kopfmäßig wieder der alte“ sei, so heißt das für den Tennisspieler Becker, daß er seinen „Biß“ von früher in seiner Funktion erkannt hat und neu erarbeitet. Das Genie ist zum Arbeiter geworden, und zwar mit der einzigen Ambition, „Champion“ zu sein: „the best you can be!“, nämlich: „Die Anlagen und Talente optimal nutzen und dafür sein Letztes geben!“



Pose: Stets lächeln für den Fotografen

Das jedoch, sagt Bob Brett, bedeutet nicht automatisch, daß Becker die Nummer eins wird. Wie weit Becker auf dem neuen Pfad schon vorangeschritten ist, verrät der Coach nicht, weil Bob „grundsätzlich gar nichts“ über Becker und sein Tennis sagt. Auch Boris mag nicht gern über seinen „Champion“ reden. Anders viele seiner Profi-Kollegen, von denen früher mancher über den siegessüchtigen Hitzkopf schmunzelte. „Heute“, sagt der Schwede Olle Palmer, Ex-Trainer von Eric Jelen, „lacht keiner mehr. Heute wissen sie alle, warum er es vielleicht schafft, die Nummer eins zu werden. Weil er die Persönlichkeit dazu hat.“

Aber dann gibt es eben wieder Spiele wie das in Monaco, wo der Tscheche Vajda, Ranglistenplatz 40, von Anfang an Kopf und Kragen riskiert und damit Boris Becker aus dem Konzept bringt. Das Glück steht natürlich auf der Seite des selbstbewußten Herausforderers, dem alles, aber auch wirklich alles gelingt. Aber statt nun „bissig“ zu werden, sich aufzuheizen, hadert Becker mit dem Schicksal, zweifelt, verzweifelt. Er schafft nicht den Sprung in das Fahrwasser der Aggressivität, das ihn wie im Rausch auf den Sieg zusteuert.

Er verliert. Es war ein Tief, dem gewiß ein Hoch folgen wird, aber selbst wenn es für dieses Auf und Ab Erklärungen gibt: Die mentale Unbeständigkeit wird dem jungen Becker vermutlich immer wieder ein



Qual: Im Spiel ist Beckers Jungengesicht oft von der Erschöpfung gezeichnet

## Und manchmal schon ein alter Mann



# Der Kämpfer liebt die Show



Wutanfall: Der Schläger als Sündenbock

Bein stellen und am allerwenigsten von den Deutschen verzeihen, denen Zuverlässigkeit über alles geht.

„Gottfried Stutz!“ sagt Ion Tiriac, wie so oft, wenn er nur milde flucht. Tiriac ist heute mit von der Trainingspartie, weil neue Schläger und Besspannungen ausprobiert werden, und da hat der alte Fuchs ein Wort mitzureden, zumal Becker zwar jedes Gramm veränderter Schlägerlastigkeit spürt, von der Materialtechnik aber wenig Ahnung hat und nur sagen kann: Der fühlt sich besser an, der schlechter. Ein bißchen Stretching vor dem Einschlagen, dann geht es los. Gespielt wird im „trio famoso“, das heißt: Ion und Bob schießen Boris die Bälle um die Ohren. Gezählt wird bis elf, Aufschlag für die „Alten“, und „b'scheißn“ tut immer der andere, ganz klar.

„Yours! Mine! Yes Baby! Nooo!“ Tiriac ist nicht zu bremsen und Bob Brett ein gefügiger Partner, allerdings nur im Spiel, denn wer daraus auf das Coach-Manager-Verhältnis schließt, irrt. Die erste Begegnung zwischen Ion und Bob, vor Jahren, wurde sofort ein Riesenstreit, bei dem der Rumäne die Hälfte seines Platzes aufgeben mußte. Das Resultat war Tiriacs Respekt vor dem etwas kleineren Sturkopf, und Respekt war bei ihm schon immer die beste Basis für jede Art von Beziehung.

„No chance, my dear!“ Netzroller sind rumänische Spezialität, Englisch ist Amtssprache.

„Jesus!“ schreit Boris, „you're lucky, that's all!“ Tippt den Ball auf den Teppich, wirft ihn hoch, holt aus – holt die Zunge noch schnell herein – und einer der schnellsten Aufschläge der Welt saust mit seinen gut 200 km/h über das Netz – geschlagen von jemandem, der eigentlich total „verkehrtes“ Tennis spielt. Der, so hat es Günther Bosch einst beschrieben, das Racket im extremen „Eastern-Griff“ anpackt, also frontal von oben, und den Ball nicht schlägt, sondern peitscht, was, so Bosch, bedeutet: Das zunächst lockere Handgelenk klappt im allerletzten Treff-Moment zu und verpaßt dem Ball den „Knall“, die letzte, entscheidende Beschleunigung. Damit widerspricht er allen Lehrbüchern, denn da wird immer noch das fixierte Handgelenk gepredigt.

Tatsächlich ist Becker ein Selfmade-Spieler. Er ist in seine eigene Technik hineingewachsen, weil der Tennisschläger ihm immer das beste Medium war, um seine Kumpels zu „verprügeln“. Irgendwann hatte er sämtliche Schläge verinnerlicht. Schon als Dreijähriger, erzählt Papa Becker, ging er stets hinter den Eltern her, wenn sie auf den Tennisplatz um die Ecke zogen. Mit einem Schläger, der fast seine Körpergröße hatte, drosch er stundenlang die Bälle an die Wand, und zwar mit soviel Ausdauer, daß sich die Eltern Sorgen machten, ob der Knirps „eigentlich normal ist im Kopf“. Keiner außer seiner vier Jahre älteren Schwester Sabine, die sein enormes Ballgefühl entdeckte, wollte mit ihm Tennis spielen, weil er ein so schwächliches Ürschicken war.

Klein Boris spielte und mußte gewinnen – immer. „Selbst wenn der Gegner absolut überlegen war“, erinnert sich sein Vater, „hat er sich mit seinen 13 Jahren eingebildet, als Sieger vom Platz gehen zu müssen. Oh, da gab es viele Wutausbrüche.“

Es gab auch zertrümmerte Schläger und zahlreiche Tränen, aber nicht, wie bei Kindern üblich, aus Selbstmitleid, sondern aus Selbsthaß. Dabei machte es sich Boris selber schwer, weil ein Tennisplatz für ihn ein Verteidigungsplatz war und seine Trotzkopf-Taktik auf

dem „Wie-du-mir-so-ich-dir“-Prinzip beruhte.

So würde Becker „rein aus dem Bauch“ auch heute noch am liebsten versuchen, einen Vorhandspezialisten wie Lendl mit einer noch besseren, eigenen Vorhand zu schlagen und einen Grundlinienfreak wie Wilander mit penetrantem Spiel an der Grundlinie zum Wahnsinn zu treiben, obwohl er selbst ganz andere Waffen hat. Aber genau das, nämlich die Wahl der Waffe nicht dem Gegenüber zu überlassen, sondern ihm das eigene Spiel aufzuzwingen, ist ein wesentlicher Punkt der Taktik, der vor dem Match mental trainiert wird, wenn der Gegner des nächsten Tages analysiert wird: „Du versuchst, dich zu erinnern: Was waren seine Stärken beim letzten Zusammentreffen“, erzählt Becker, und: „Wie hat er auf was reagiert? Wann bekam er den Flattermann? Am Abend vorher mußt du ihn schon in Gedanken fertigmachen. Er muß dein größter Feind sein.“

„Tennis ist Kunst!“, sagt Becker, und „gewinnen tut immer der bessere Schauspieler!“ Für Boris aber war wichtig zu lernen, wo er schauspielern und wo er Becker bleiben muß. Daß er nicht die perfekte „Tennismaschine“ vom Typ Ivan Lendl anstreben darf, und auch keinen genialen „Eisberg“ à la Björn Borg, den er früher zum Vorbild hatte. „Meine Stärke ist, daß ich aus mir rausgehe, im Positiven und Negativen. Ich wäre nicht ich, wenn ich ganz ruhig auf dem Platz wäre“, sagt er.

Aber steigert er sich nicht manchmal so sehr in dieses „Herauslassen“, daß er genau deswegen verliert? „Das passiert zweimal“, sagt er, „aber achtmal gewinne ich deswegen!“ Den schmalen Grat dazwischen, glaubt er, müsse er selber finden, im Match wie im Training.

Bob Brett, der 34 Jahre alte Australier und Becker-Coach, war für Boris nach seinem „Breakdown“ in Flushing Meadow „sofort allererste Wahl“. Bob wird von Boris als „meine beste Tat im vergangenen Jahr“ bezeichnet, weil er einerseits ein „richtiger Kerl“ ist, „mit Prinzipien, die nicht mal ein Erdbeben umhauen kann“, wie Boris sagt, und andererseits enorm feinfühlig.

Bob Brett ist Beckers ständiger Begleiter. Er trainiert mit ihm vier bis fünf Stunden am

Tag „nur“ Tennis und absolviert nebenbei ein Konditionsprogramm, das Frank Dick speziell für Becker zusammengestellt hat: Krafttraining, Sprints, Gymnastik. Wenn den neuen Trainingsstil etwas auszeichnet, so ist es wohl das „stille Verständnis“, so Becker, und der „enorme Spaß an der Sache“, der die beiden verbindet.

Ist Bob ein guter Trainer? „Was ist ein guter Trainer?“, fragt Becker zurück. Wenn es ein Coach ohne viel Worte schaffe, daß man stets bis zur totalen Erschöpfung trainiert und stets mit vollem Siegeswillen ins Match geht – dann sei er ein guter Trainer.

Und Bob? „Der kennt das Geheimnis. Der spielt zwar ebenso aus dem Bauch wie ich, aber er hält Gott sei Dank auch sehr viel vom Arbeiten.“ Bob Bretts Philosophie ist ganz einfach, daß man „Tennis nicht nur spielen, sondern leben muß“. Das weiß auch Boris Becker, dem Tennis eben nicht „Aufschlag, Volley, Bumbum“ bedeutet, sondern „LEBEN“, mit fünf Großbuchstaben. Tennis bedeutet ihm, alle Lebenssituationen zu erleben, Gefühle zu sammeln, Bedürfnisse zu entdecken und Persönlichkeit zu entwickeln. Denn wenn Lebensgefühle das Medium für das Spiel sind, ist Lebenserfahrung der Weg zum Ziel. Becker: „Du mußt deine sämtlichen Ecken und Winkel aufspüren und kennenlernen, damit du nicht wehrlos dastehst, wenn dein Gegner an dir ansetzt.“ Für Becker, der mit Gefühl spielt, um seine Gefühle auszudrücken, darf nicht die rein tennistechnische Spitzenposition Endziel sein, sondern die Unschlagbarkeit der Persönlichkeit. „Ein Supertyp – ein Spitzen-Tennisspieler.“

Für Becker-Kritiker ist solcher „Gefühlskram“ der ideale Ansatzpunkt für Gegenargumente. Auch die Rangliste spricht nicht gerade für diesen Spieler-Typus. Schließlich wird die Nummer eins von Ivan Lendl, der „maschinierten Tennisperfektion“ besetzt, gefolgt von zwei Schweden, die Tennis ebenfalls „nur“ als Sport betreiben, und, was ihre Persönlichkeit betrifft, fast genial unspektakulär auftreten.

Aber: Ein tadelloser Sieg von Mats Wilander macht niemals den Wirbel, den eine traumhafte Niederlage von Boris Becker

BOB THOMAS/SPORTS PHOTOGRAPHY



Aufputschen: Die Faust, der Schrei – Becker macht sich heiß



# Kaum je für sich allein



Jubel: Becker und Bosch 1985 in Leimen

entfacht. Das Volk will Seele sehen, und Boris Becker, der alles „rauslassen“ muß, um seinem Siegeswillen Luft zu schaffen, macht zuverlässig Seelen-Strip-tease. Macht sich zum Exhibitionisten seiner innersten Nöte und Triumphe. Läßt sich vom Publikum grapschen; läßt mit sich identifizieren und den Emotionen der Zuschauer freien Lauf. Er lebt und gibt sich – das hat schon immer fasziniert.

In der Leimener Tennishalle, die Karl-Heinz Becker entworfen hat, wurde inzwischen das dritte durchgeschwitzte Hemd – „ohne Fleiß kein Preis, gell?“, witzelt Becker – ausgewechselt und noch schnell die geliebte Zitronen-Limo aus dem Automaten gezogen, dann geht es heim zu Muttern, die mit „Spätzle und Schnitzels“ auf ihre Männer wartet. Dabei wird Bob mal wieder auf die Schippe genommen, weil er Nutella-Brote dem Fleisch vorzieht. Dann kommt mit Hallo das Thema „Tiri, Rauchen und Wetten“ auf den Tisch, aber Ion ist heute nicht gerade schlagfertig, weil Mutter

Becker ihn so verwöhnt, daß er schier zu schnurren anfängt.

Ion Tiriack kannte den Becker „mit den Elefantenbeinen“ bereits von einigen Jugend-Turnieren, als Günther Bosch ihn – oder umgekehrt – auf ein professionelles Management ansprach, Boris hatte schon damals mit 15 Jahren zwar Respekt, aber nicht jene Furcht vor dem Riesenschneider, mit der Tiriacks Mitmenschen sonst immer in die Knie gehen. Genau das aber hat sich für die Partnerschaft bewährt. Und auch wenn in den letzten fünf Vertragsjahren viel passiert ist und sich die beiden, so Becker, „zur Genüge“ und „in allen nur denkbaren Situationen“ kennengelernt haben, so hat sich auch Tiriacks Grundhaltung gegenüber seinem „großen Blondinen“ nie verändert: „Ich hab' ihn immer respektiert, ob als Teenager oder jetzt als Mann. Vielleicht weil er das gleiche Temperament hat wie ich. Aber ich habe ihm auch immer als einziger die Wahrheit gesagt.“

Wenn man die beiden eine Woche zusammensperren würde, hätte sich am Ende „garantiert“ einer die Kugel gegeben“, sagt Boris lächelnd, denn: „Wir sind uns zu ähnlich, zu impulsiv, ja explosiv!“ Aber ansonsten: „O mein Gott, haben wir viel Spaß zusammen! Mit Ion kann man so viel lachen!...“

Der 49-jährige Rumäne, der von ganz unten kam und sich geschworen hat: nie wieder arm!, war für Becker der Berater in Sachen Lebensart und für die „klassisch großen Fragen“ zuständig. Von ihm lernte Boris Hummer essen, „Hofknicks“ machen, Flüge buchen, Presse abfertigen, Menschen abchecken, Gesprächspartner überzeugen und Geld ausgeben – die Geldanlage ist Vater Beckers Aufgabe. Von Ion übernahm Boris viel menschliche Taktik, doch niemals die Einstellung zum Tennis, denn: „Da haben wir zwei völlig unterschiedliche Auffassungen.“ Welche die sind, kann er jetzt nicht „so auf die Schnelle“ beschreiben.

Frage, wer Boris Becker ist: „Das ist ein Mensch mit sehr vielen Gesichtern“, und: „Mit keinem kannst du mich packen, aber alle sind ein Teil von mir!“ Boris Becker, das ist einer, der stolz ist auf seine guten Bekannten aus der Popszene und seine Bekanntschaft mit Richard von

Weizsäcker. Der „alte Gesichter“ in Leimen und Vizepräsident Bush in Washington besucht. Der bei Lady Di zum Dinner eingeladen ist und sich bei McDonalds verköstigt, wenn die Portion im Feinschmeckerlokal zu klein war. Der in seinem Hotelzimmer stets ein heilloses Durcheinander hat und im Kopf eine unglaubliche Übersicht von Zahlen, Daten, Gegnern und Matches. Einer, der sein Privatleben im Tagebuch festhält und Weltmeister im Autogrammschreiben ist. Der stundenlang in schnellen Autos über die Straßen fegt, um nachzudenken und allein zu sein. Und die Musik immer und überall dabei hat. Der alles mag, was „gute Materie“ ist: Essen, Klamotten, Menschen. Der drei schwarze Glücksbänder – ein Geschenk von Benni – am linken Handgelenk trägt und im übrigen, sagt er, gläubig ist. Der nach seinem WCT-Sieg in Dallas nicht die Schampus-Korken knallen läßt, sondern im Krankenhaus einen querschnittgelähmten Boris-Becker-Fan besucht. Der ausgelassen mit seinen Davis-Cup-Brüdern den „gemeinsamen vorzeitigen Ausstieg“ beim Grand-Prix-Turnier feiert, bis in die Puppen tanzt und auf der Tanzfläche nicht weniger „rausläßt“ als auf Tenniscourts. Der von seinen Freunden „Der rote Baron“ genannt wird; für den Musicals „das Größte“ sind und ziellose Dauerläufe das Schlimmste: „Da hab' ich alle Ausreden dieser Welt.“ Der gerne golft, Bücher liest, auch mal zwei Stunden in Modeboutiquen wühlt und beim Kaufen von Geschenken „jedes Maß verliert“. Der Menschen liebt, die er „erobern“ muß, der sich „mehr deutsch als die meisten Deutschen“ fühlt und sich nur in Deutschland die Gründung einer Familie vorstellen kann. Der seine Eltern „sehr gute Freunde“ nennt, sich wochenlang nicht bei ihnen meldet und dann aus New York anruft: „Könnt ihr bitte heute abend zum Essen rüberkommen? Ich hab' einen Tisch bestellt!“, worauf sich dann immer mindestens ein Elternteil ins Flugzeug setzt, weil das kein Gaudi-Anruf war. Für den die Olympischen Spiele etwas „Riesiges“ sind und dem der Davis-Cup „wahnsinnig Spaß“ macht. Der noch zwei Minuten vor einem Match ein paar Witze auf



Alleingang: Nur im Prominentenort Monte Carlo bleibt ein Tennisstar unbehellig

Lager hat und damit seine Doppelpartner aufpäppelt, aber am Abend vor wichtigen Einzelspielen selbst so nervös und körperlich angespannt sein kann, daß er es „keinem“ empfiehlt, mit ihm das Zimmer zu teilen – außer seiner Freundin natürlich, wer immer das auch sein mag.

Seit seiner Trennung von Benedicte Courtin, seiner ersten festen Freundin, glaubt der Idealist Boris Becker zwar nicht direkt an Schicksal, aber doch an das „meant to be“, und so ist es wohl nur eine Frage der Zeit, bis die nächste „meant-to-be“-Frau auftaucht. Das Problem mit den Frauen, so Becker, sei halt immer, daß „die wenigsten kapierten, was es bedeutet, die Freundin eines Tennisprofis zu sein“.

Über seine Zukunft sagt er: „Tennis ist nur ein Teil meiner Karriere. Ich denke über die

Zeit, die dann kommt, schon sehr viel nach.“ Für den Endzwanziger stellt sich Boris „irgendwas mit Sport oder Musik vor, Talkshows moderieren“ – fünf Angebote liegen vor. Oder Manager werden, so wie Tiriack. „Und dann muß ich vor allem erst mal Kinder machen!“

Über seine größten Fehler: „Die gibt's nicht mehr, weil ich daraus gelernt habe!“ über sein Motto: „Lebe den Augenblick! Sei ehrlich zu dir selbst!“ Über sich selbst: „Ich glaub', ich bin ziemlich sensibel. Auch was Kritik angeht. Nur hab' ich inzwischen gelernt, daß man von guter Kritik profitieren kann. Und deshalb laß ich mir, von Freunden oder Leuten, die 'ne Ahnung haben, schon ab und zu den Hintern versohlen.“ Und über Monaco: „Das ist mein zweitliebster Zuhaus.“

So ganz richtig daheim fühlt sich Boris Becker nämlich nur in Leimen. Dort steht im Wohnzimmer auch die Parade von Pokalen. In Gold und Silber und Glas und Glitzer. Dort stehen auch seine Spezial-Trophäen, „na, du weißt schon!“, die Wimbledon-Dinger, zwei Siegerpokale und – fürs Finale 1988 – ein zweiter Preis.

Als Bob Brett zum erstenmal bei Beckers daheim war, stand er eine halbe Stunde vor den Kelchen und sagte kein Wort. Und wenn Ion Tiriack vorbeikommt, wartet auch er jedesmal eine günstige Gelegenheit ab, um unbeobachtet die Pokale zu streicheln.

Für Boris Becker selbst ist das ein Ritual. Jeden Tag steht er irgendwann eine Viertelstunde davor und träumt noch einmal den Traum von Wimbledon. □